

«Beim Rock gibt es keine Altersgrenze»

Les Sauterelles, die dienstälteste Beat-Band der Schweiz, spielen im Union

Von Nick Joyce

BaZ: Die Schweizer Musikszene klagt über downloadbedingte Einkommensausfälle bei den Plattenverkäufen. Ist eine Band wie Les Sauterelles, die seit 50 Jahren unterwegs ist, von solchen Entwicklungen tangiert?

Düde Dürst: Les Sauterelles haben mit Tonträgern nie viel Geld verdient, die Platten waren immer Werbung für unsere Konzerte. Es war noch nie einfach, mit Platten Geld zu verdienen: Wenn man einen Vertrag mit einem grossen Konzern hatte, der winzige Tantiemenanteile zahlte, war das faktisch unmöglich. Wenn man wie wir heute die Platten selber finanziert und verkauft, fliesst natürlich ein grösserer Teil des Verkaufspreises an die Band zurück.

Also stehen Les Sauterelles dem Niedergang der Plattenindustrie gelassen gegenüber?

Dürst: Natürlich ist es eine Katastrophe, wie die Plattenverkäufe in den letzten Jahren eingebrochen sind. Aber es nützt nichts, über einen technischen Fortschritt zu jammern, den man nicht aufhalten kann. Man muss versuchen, ihn zu umgehen, und genau das haben wir getan: Wir haben auf unserer Webseite einen eigenen Download-Shop eingerichtet, damit man unsere Musik herunterladen kann und wir etwas daran verdienen.

Toni Vescoli: Wobei es schon ärgerlich ist, wenn man eine Plattenproduktion selber finanziert und jemand die Musik dann zum Gratis-Download ins Netz stellt. Das ist, wie wenn jemand bei dir einbricht.

Doch auch von Konzerten konnten Les Sauterelles nicht immer leben. Als die Schweizer Live-Szene Ende der 60er-Jahre einbrach, und Sie nicht mehr Hunderte Auftritte im Jahr hatten, kam es zur ersten Bandauflösung.

Vescoli: Dafür gab es verschiedene Gründe. Der Geschmack des Musikpublikums hatte sich verändert, und ich war nun mal kein Psychedelic- oder Soul-Sänger, der da mithalten konnte oder wollte. Viele der Dancings, die wir bis Ende der 60er-Jahre bespielt hatten, sind damals auf DJs umgestiegen, weil diese weniger gekostet haben und auch pflegeleichter waren als Bands. An den Dancing-Auftritten haben wir nicht viel verdient, aber sie haben uns doch eine gewisse finanzielle Basis geboten.

Wie gut konnte man nach den 60er-Jahren als Musiker in der Schweiz über-



Auf dem Teppich geblieben. Les Sauterelles mit Freddy Mangili, Peter Glanzmann, Düde Dürst und Toni Vescoli (von links) leben heute von der Musik – und von der AHV. Foto Keystone

leben? Sie haben selber immer wieder als Grafiker, Fernsehmacher und Möbelrestauratoren gearbeitet.

Dürst: Wenn einer alleinstehend ist, hart arbeitet und bereits einen gewissen Bekanntheitsgrad erlangt hat, dann geht das schon – sofern er nicht auf den Schweizer Markt fixiert ist. Will jemand eine Familie durchbringen, wirds schwieriger. Als meine Kinder klein waren, habe ich mich als Grafiker betätigt. Das vor allem, weil ich etwas von meiner Familie haben

wollte. Hätte ich mir meinen Lebensunterhalt als Musiker verdienen müssen, wäre ich nie daheim gewesen.

Vescoli: Ob man das Familienleben und das Musikerleben unter einen Hut bringt, hängt nicht zuletzt von den Distanzen ab, die man auf Tour zurücklegen muss. Ist man nur in der Schweiz unterwegs, kann man jeden Abend nach Hause fahren. Ist man aber im Ausland auf Tournee, ist so etwas unmöglich. Umgekehrt hat die Kleinheit der Schweiz den Nachteil,

dass man das Land nicht zu dicht bespielen kann.

In Basel sind Les Sauterelles länger nicht mehr aufgetreten. Woran liegt das?

Dürst: Das wissen wir auch nicht. Früher haben wir im Atlantis immer Tourneepremiere gemacht, mit zwei Baslern in der Besetzung waren wir schon fast eine Basler Band. Das allerletzte Mal, als wir hier gespielt haben, war bei der Vernissage des Buches «Als die Haare länger wurden», damals im alten Union auf der anderen Seite der Klybeckstrasse.

Wie steht eine Institution wie Les Sauterelles zur staatlichen Rock-Förderung? Die gab es ja nicht, als Sie anfangen.

Dürst: Es gibt Musiker, die ausschliesslich von Subventionen leben. Mich selber gurkt es an, mich bei einer Stiftung zu bewerben, die mir später bei der Musik dreinredet. Abgesehen vom Jazzpreis der Stadt Zürich habe ich nie Geld vom Staat bekommen, und heute haben wir als Les Sauterelles auch keine staatliche Unterstützung mehr zugute. Die Fördergelder sollten an junge Musiker gehen, nicht an alte Säcke, die schon genug davon haben.

«Mich gurkt es an, mich bei einer Stiftung zu bewerben, die mir bei der Musik dreinredet.»

Leben Les Sauterelles heute von der Musik?

Dürst: Ja. Wobei wir keine familiären Verpflichtungen mehr haben und auch noch AHV kriegen. Seltsam, dass der Kollaps der Altersversicherung schon seit unserer Jugend prophezeit wird, aber wir jetzt selber davon profitieren. Mit der Band geht es uns nicht ums Geldmachen. Sondern um die Tatsache, dass wir immer noch spielen können und jemand an unserer Musik Freude hat.

Vescoli: Vor dreissig Jahren hätten wir keine Chance gehabt, als Band mit Mitgliedern zwischen 60 und 72 noch auf eine Bühne zu gehen. Ich wollte eigentlich schon mit 50 in den Ruhestand treten. Aber heute ist die Rockmusik ein bisschen wie der Jazz, wo es keine Altersgrenze mehr gibt: Die Skala ist nach oben offen.

Union, Basel.
Klybeckstrasse 95, Fr. 23. 5., 19.30 Uhr.
www.union-basel.ch

Heinz Holliger, heute 75, über ...

Der Musiker in Selbstzitierten

Musiktheater.

«Dass ich mich überhaupt auf die äusserst morschen Bretter des «Musiktheaters» gewagt habe, ist allein der Faszinationskraft zuzuschreiben, die «Der magische Tänzer» – Versuch eines Ausbruchs für zwei Menschen und zwei Marionetten von Nelly Sachs – seit seiner Erstveröffentlichung 1959 auf mich ausgeübt hat.» (1970)



Avantgarde. «Ich bin abgestempelt als Spezialist für die neue Musik. Sobald jemand moderne Musik spielt, ist er «Spezialist». Das ist eine Art Rufmord, der absichtlich begangen wird, und diese Meinung stimmt einfach nicht. Ich glaube, heute hört man jedem Interpreten klassischer Musik an, ob er sich wenigstens geistig mit aktueller Musik beschäftigt hat oder nicht. Es färbt auf sein Spiel ab.» (1972)

Körper. ««Pneuma» ist ganz sicher ein Stück über den Körper. Mein Vater war Arzt, und auch ich interessiere mich ganz stark für biologische, physische Gegebenheiten. Auch als Bläser bin ich eigentlich immer damit konfrontiert. Der Atem ist mein Lebenselement. Ich spreche mit Atem; ich blase mit Atem; ich strukturiere Phrasen mit meinem Atem.» (1989)

Hölderlin. «Schon in meiner Gymnasialzeit habe ich mich mit dem Plan herumgeschlagen, späteste Gedichte von Hölderlin zu vertonen. Die in jugendlichem Schwung begonnene «Vertonung» ist mir aber bald unter den Fingern gefroren. (...) Viele Jahre nach der endgültigen Aufgabe meines Kompositionsplanes geriet ich jedoch, wenn auch unbewusst, erneut in den Bannkreis der «Scardanelli-Gedichte.» (1991)

Theater. «Das einzige Theater, das mich anzieht, ist das Nô-Theater: Ich besuche es immer, wenn ich in Japan bin. Was mich hier, ähnlich wie bei Beckett, fasziniert, ist die äusserst knappe Gestik und die Mehrdeutigkeit. Das unterscheidet sich stark von unserer immer sehr klaren Dramaturgie, sowohl im Theater wie auch im Film.» (1996)

Schumann. «Ich habe natürlich als Pianist sehr viel Schumann gespielt und dann auch als Oboist die Drei Romanzen für Oboe und Klavier sehr viel gespielt. Sowohl Sándor Veress als auch mein Klavierlehrer Sava Savoff waren begeisterte Schumannianer. Besonders geprägt hat mich ein Konzert in Bern, da war ich ungefähr 15 Jahre alt: Hansheinz Schneeberger trug Schumanns 2. Violinsonate in d-Moll vor und wirkte auch bei der Interpretation des 3. Klaviertrios in g-Moll mit (...) Etwa im selben Alter hörte ich auch die Platenaufnahme von Schumanns «Liederkreis», mit Dietrich Fischer-Dieskau und Gerald Moore. Und seither hat die Faszination eigentlich immer nur zugenommen, ich habe die Auseinandersetzung nie aufgegeben.» (2001)

Dichtung. «Es ist für mich beim Komponieren ganz wichtig, dass ich mich nie von Absichten manipulieren lasse, sondern dass man langsam reingeht und eins das andere gibt. Ich fange an zu lesen, mache ein, zwei Kreuzchen, bei einem ganz guten Gedicht drei Kreuzchen. Ich wollte zuerst auch den «Handharfer» (von Robert Walser, Red.) komponieren, aber das fand ich dann plötzlich zu direkt.» (2013)

Volkslieder. «Heute singen die meisten in einer Sprache, die sie gar nicht beherrschen, eine grösstenteils synthetisch hergestellte «Musik». In Ungarn gibt es ein Volksliedlexikon mit über 20000 Volksliedern. Wir in der Schweiz haben fast nichts mehr. Wir sind unglaublich arm geworden, innerlich verarmt, was die Tradition, die Verbindung von Kunst und Leben betrifft. Und unsere eigene Sprache, unsere eigene Musik ist kaputt gemacht worden von Grosskonzernen mit ihren Importprodukten.» (2014)
Zusammenstellung: Sigfried Schibli

Nachrichten

«Literaturclub»-Moderator Stefan Zweifel abgesetzt

Zürich. Vor zwei Jahren hat Stefan Zweifel die Moderation des «Literaturclubs» übernommen. Nun ist er diese Position gemäss baz.newsnet wieder los: Esther Schneider, verantwortliche Redaktionsleiterin beim Schweizer Fernsehen, habe ihm mitgeteilt, dass er künftig wieder als normaler Kritiker an der Runde teilnehmen solle. Sie schätze Zweifel ausserordentlich, aber als Moderator habe er «wie mit der Handbremse» agiert. Sie habe ihm deshalb mitgeteilt, dass man ihm «die Bürde des Moderators abnehmen wolle».

Philip Roth kündigt vollständigen Rückzug an

New York. Einer der wichtigsten Schriftsteller seiner Generation, der US-Autor Philip Roth, hat seinen vollständigen Rückzug aus der Öffentlichkeit angekündigt. «Dies ist mein letzter Auftritt im Fernsehen, überhaupt mein letzter Auftritt irgendwo», sagt der 80-Jährige. Der britische Radiosender BBC veröffentlichte am Montag Auszüge eines Interviews mit Roth. Der erste Teil des Gesprächs sollte am Dienstag gesendet werden. Vor anderthalb Jahren hatte Roth die Literaturwelt mit seiner Ankündigung schockiert, er höre mit dem Schreiben auf. Sein Roman «Nemesis» sei sein letzter gewesen, hatte Roth gesagt. SDA

Bald ruppig und bald galant

Klaviermusik der Bach-Söhne mit See Siang Wong und dem Kammerorchester

Von Sigfried Schibli

Wenn das keine Dynastie ist! Vier Söhne von Johann Sebastian Bach (1685–1750) sind als bedeutende Komponisten hervorgetreten: Wilhelm Friedemann, Carl Philipp Emanuel, Johann Christoph Friedrich und Johann Christian Bach. Sie alle verspürten offenbar die dringende Notwendigkeit, sich vom Stil ihres Vaters abzunabeln und eine neue, eigene Musiksprache zu entwickeln. An die Stelle der «Gelahrtheit» des alten Bach sollte eine neue Musik voller Empfindsamkeit und Emotionalität treten.

Aus Anlass des 300. Geburtstags von Carl Philipp Emanuel Bach in diesem Jahr hat der Zürcher Pianist See Siang Wong mit dem Kammerorchester Basel unter der Konzertmeisterin Yuki Kasai ein schönes Doppelalbum mit Werken der vier komponierenden Söhne aufgenommen. Die erste CD enthält ausschliesslich Klavierkonzerte, die zweite Klavier-Solowerke. Wie eine Verbeugung vor Vater Bach klingt der Schluss der Produktion mit Myra Hess' berühmtem Arrangement von Johann Sebastian Bachs Kantatensatz «Jesus bleibt meine Freude».

Bei allem Sinn für Galanterien und musikalische Empfindsamkeit hat die Musik der Bach-Söhne auch ihre sperrige, ihre herbe und nervöse Seite. Spürbar ist dies vor allem an den Satz-

schlüssen in den Konzerten, die bisweilen abrupt klingen – wie wenn die Komponisten allzu viel Harmonie vermeiden wollten, wie wenn sie gegenüber dem kompositorischen Kalkül ihres Vaters die jähe Überraschung in ihr Recht setzen wollten.

Sowohl das d-Moll-Konzert von Carl Philipp Emanuel als auch das D-Dur-Konzert von Wilhelm Friedemann Bach enden ausgesprochen überraschend. In den Werken Johann Christian Bachs, des «Londoner Bach», der mit Wolfgang Amadeus Mozart befreundet war, fällt manchmal ein Zug ins Hektische auf, eine innere Unruhe, die schon auf das Virtuosenzeitalter des kommenden Jahrhunderts verweist.

Apropos Mozart: Johann Christoph Friedrich Bach schrieb ebenso wie Mozart Variationen über «Ah, vous dirai-je, maman», die sich auf dieser Einspielung finden. Der Vergleich fällt klar zugunsten Mozarts aus.

Der Frage des Instruments

Dass See Siang Wong einen modernen Steinway-Konzertflügel und nicht ein historisches Hammerklavier spielt, kann man bedauern. Sicherlich verfügte ein solches Instrument über ein reicheres Farbenspektrum und einen intimeren Klang, was insbesondere den Werken mit Orchester zugutekäme.

Doch spielt See Siang Wong vor allem in den Solostücken mit einer

solchen Feinheit und Akkuratess in Anschlag und Dynamik, dass seine Instrumentenwahl durchaus akzeptabel ist. Und es scheint dem Klaviertechniker gelungen zu sein, den Flügel klanglich ein klein wenig in Richtung Hammerflügel zu intonieren, sodass auch das historisch verwöhnte Ohr auf seine Rechnung kommt.

«The Bach Sons». See Siang Wong, Klavier; Kammerorchester Basel, Leitung Yuki Kasai. DHM/Sony (2 CDs).



Niederländer aus Zürich. See Siang Wong (35) dringt tief in die musikalische Welt der Bach-Söhne ein. Foto Sony